

Zeitschrift: Appenzeller Kalender
Band: 191 (1912)

Artikel: Des Kalendermanns Weltumschau
Autor: [s.n.]
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-374469>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

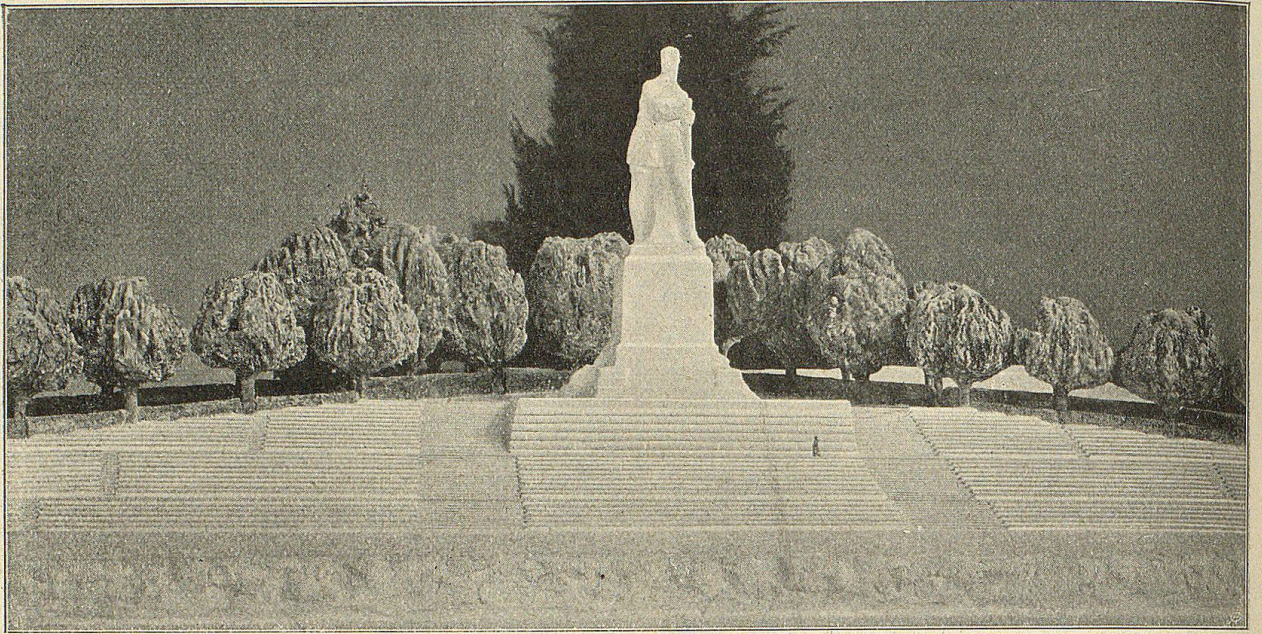
Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 19.11.2024

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Des Kalendermanns Weltumschau.



Nich. Kislings preisgekrönter Entwurf für das Nationaldenkmal in Schwyz.

Zuerst allen lieben Lesern des Appenzeller Kalenders ein aufrichtiges „Grüß Gott“. Wenn der Kalendermann an die vielen, vielen tausend traulichen Bauern- und Arbeiterstuben ringsum im Schweizerlande denkt, wo der Kalender hinkommt und seine Weltumschau gelesen wird, heimelt es ihn jedesmal ganz an. Er fühlt sich dann so recht unter schlichtem, bravem Volk von altem Schweizer Schlag, der sich treu bleibt, wie vieles auch in der Welt sich ändern mag. Nicht daß der Kalendermann darum ein Feind des Neuen ist. Er meint nur, daß bei allem Neuen doch auch wieder alte gute Sitte und Tugend, Einfachheit und Biederkeit, und Treue und Ehrlichkeit im Handel und Wandel gewahrt werden sollen. Im übrigen aber haben wir dem Himmel zu danken für alle die vielen großen und wichtigen Fortschritte, die er den Menschen bescheerte. Daran mahnt das Kalenderjahr 1912 besonders lebhaft.

Es sind im Sommer genau 100 Jahre, daß der große Franzosenkaiser, Napoleon I., mit einem Riesenheer nach Rußland zog, um auch noch dieses zu unterjochen, nachdem er alle anderen Staaten des europäischen Festlandes unter seinen allmächtigen Willen gebeugt hatte. Eine stolzere, eine siegesgewissere Armee hatte Europa noch nie gesehen als jene. In unabsehbaren Schaaren, befehligt von den berühmtesten Generalen und Marschällen, wälzte sie sich wohl 600,000 Mann stark von Polen aus über die russische Grenze. Neben Franzosen Spanier, Deutsche, Ita-

liener und an 20,000 Schweizer aus allen Kantonen. Im Anfange ging es wie spielend. Aber je weiter das Heer in's Innere des gewaltigen Russenreiches drang, desto hartnäckiger wurde der Widerstand. Dennoch — der Sieg heftete sich auch da an die Fersen des gewaltigen Eroberers. In den furchtbar blutigen Hauptschlachten von Smolensk und Borodino wurden die Russen geschlagen. Wenn auch geschwächt, so doch als Sieger und Held zog Napoleon in Rußlands heiliger Stadt, in Moskau, ein. Hier wollte er mit seinem Heere überwintern, von hier aus dem Zaren in St. Petersburg den Frieden diktieren. Aber noch hatte das Heer in der eroberten Großstadt sich nicht völlig häuslich eingerichtet, da brannte dieselbe an allen Ecken und Enden, angezündet von den Russen selber. Alle Lösungsversuche waren ohnmächtig. Ein einziges fürchterliches Flammenmeer verzehrte die mächtige Stadt und zerstörte mit einem Schlage die Zuflucht des Heeres vor den sich nahenden Schrecken des russischen Winters. Die prasselnden, leckenden Feuerwogen im Rücken, die grimmigen Winterschrecken Rußlands vor Augen, floh die Armee mit ihrem Kaiser aus der brennenden Stadt. Damit war das Vorspiel eines Trauerspiels beendet, das seinesgleichen in der ganzen Weltgeschichte nicht kennt, es heißt „Rückzug Napoleons aus Rußland“. All das Furchtbare, das sich nunmehr in den folgenden Wochen und Monaten abspielte, läßt sich hier nicht einmal andeuten. Bald genug segten eisige Stürme und wilde Schneewirbel, wie nur Rußland sie kennt, über das fliehende Heer. Ein ungeheures Schnee- und Eisfeld deckte



PROF. DR. KRÖNLEIN+

HENRY DUNANT+

Bundesrat DR. BRENNER+

Oberst SCHAECK+

Nationalrat Oberst GEILINGER+

die russische Erde. Es wurde zum Leichentuche für Napoleons stolzestes Heer. Längst hatten die Soldaten Gewehre und Gepäck fortgeworfen, um überhaupt noch vorwärts zu kommen. Jetzt sanken auch schon jeden Tag Hunderte und Hunderte kraftlos am Wege dahin, um nie wieder aufzustehen. Nun kam auch noch der Hunger. Die Schuhe an den Füßen gingen in Fäden, in Fäden die Kleider auf den Leibern. Dazu die schreckliche Kälte. Wilde Kosaken-Horden

umschwärmten wie Riesen-Mudel von blutgerigen Wölfen die entkräfteten Truppen und mekelten nieder, was ihnen in die Hände fiel. Wütendes Ruffenvolk warf sich auf die ermatteten Nachzügler und marterte sie grauenvoll zu Tode. Nicht mehr Hunderte waren jetzt täglich seine Beute, sondern Tausende. Noch hatte die Katastrophe aber ihren Höhepunkt nicht erreicht. Dieser kam mit jener Episode, welche die Weltgeschichte als Rückzug über die Beresina, einem russischen Fluß,

nen.
iter
hes
den-
gen
den
och
heim
in
atte
llig
llen
ber.
ges
tige
icht
des
er-
uß-
iser
vor-
n in
rück-
re,
No-
ten.
ree-
nde
chte

als Tage ewigen Grauens verzeichnet. So Gräßliches wie dort wurde noch selten erlebt. Zu Tausenden und Abertausenden wurden Soldaten bei lebendigem Leibe von den Hufen der Pferde zerstampft, von den Rädern der Fuhrwerke zermalmt oder sie fanden in den eisigen Fluten des Flusses den Tod. Zu Tausenden steheten hilflose Verwundete unter brennenden Schmerzen um einen Gnadenstoß, mit Schrecken des Augenblickes gedenkend, in dem die Kosaken nachrückten und sie noch grausameren Martern unterwerfen würden. Und als das Heer endlich, endlich wieder die polnische Grenze erreicht hatte, da war aus der stolzesten Armee, welche die Welt je gesehen, ein zu Tode gehetzter, zerlumpfter und zeretzter regelloser Haufe geworden. An 400,000 ihrer Angehörigen, darunter viele tausend Schweizer, schloffen den Todeschlaf auf russischer Erde.

Es ziemt sich wohl, in der diesmaligen Weltumschau in erster Linie jener entsetzlichen Katastrophe zu gedenken. Eine ähnliche wäre in der Gegenwart glücklicherweise gar nicht mehr möglich. Hätte die damalige Zeit schon Eisenbahnen gekannt, den Telegraphen, moderne Nahrungsmittel wie Konserven u. s. w., das Unheil hätte nie solche Dimensionen annehmen können. Indem man dies aber anerkennt und anerkennen muß, hat man allen Grund, der Fortschritte dankbar zu gedenken, die seither gemacht worden sind. Es ist denn doch um gar vieles besser geworden.

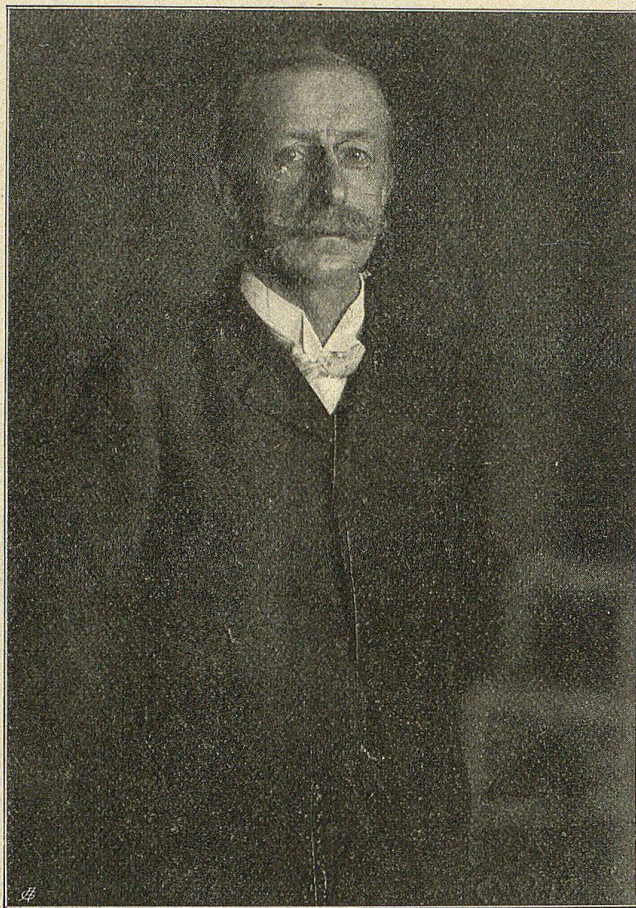
Doch hinüber zur Gegenwart. Wie alle langweiligen Leute fängt auch der Kalendermann mit dem Wetter an. War in der letzten Umschau vom „Kometenjahr“ die Rede, so müßte man diesmal von einem „Sonnenjahre“ reden. Denn so viel Sonnenschein wie im Sommer 1911 haben wir seit Jahrzehnten nicht mehr erlebt und eine so fürchterliche Hitze seit einem halben Jahrhundert nicht. Dem Kometenjahr 1910 ist im allgemeinen kein besonders gutes Zeugnis ausgestellt worden. Es war aber doch besser, als die Befürchtungen lauteten. Umgekehrt hat das Sonnenjahr 1911 nicht alle Hoffnungen er-

füllt, die an dasselbe geknüpft wurden. Es gebar in manchen Ländern auf große Strecken eine eigentliche Dürre, die enormen Schaden an vielen Ernten anrichtete. Zur Stunde läßt sich noch keine genaue landwirtschaftliche Bilanz über das Jahr 1911 aufstellen. Als erfreuliche Kosten lassen sich aber schon jetzt notieren eine gute Heuernte, eine vortreffliche Getreideernte und eine überaus reiche Kirchnernte. Neben der Dürre hatte die Hitze noch etwas im Ge-

folge, nämlich eine bisher nie gekannte Zahl von Hitzschlägen bei Menschen aller Länder in Europa und Nordamerika. Die Gelehrten prophezeien überhaupt nun eine Reihe warmer Jahre, weil der sogenannte Golfstrom, eine Strömung im Ozean, der wir nicht am wenigsten unser mildes Klima danken, in seine normalen Bahnen zurückgekehrt sei, nachdem er sich eine Weile von diesen abgekehrt hatte. Ob diese Prophezeiung sich erfüllen wird, muß der Kalendermann der Zukunft überlassen.

Der Unterschied dieser beiden Jahre spiegelt sich auffallenderweise auch in seinen größten Naturkatastrophen wieder. Von anderen Groß-Unglücksfällen abgesehen, stand das Regenjahr 1910 im Zeichen der Groß-Überschwemmungen, das Jahr 1911 dagegen im Zeichen der Groß-Feuer. Und hier sind es vor allem die fürchterlichen Waldbrände an der kanadisch-amerikanischen Grenze im Juni und der Riesen-

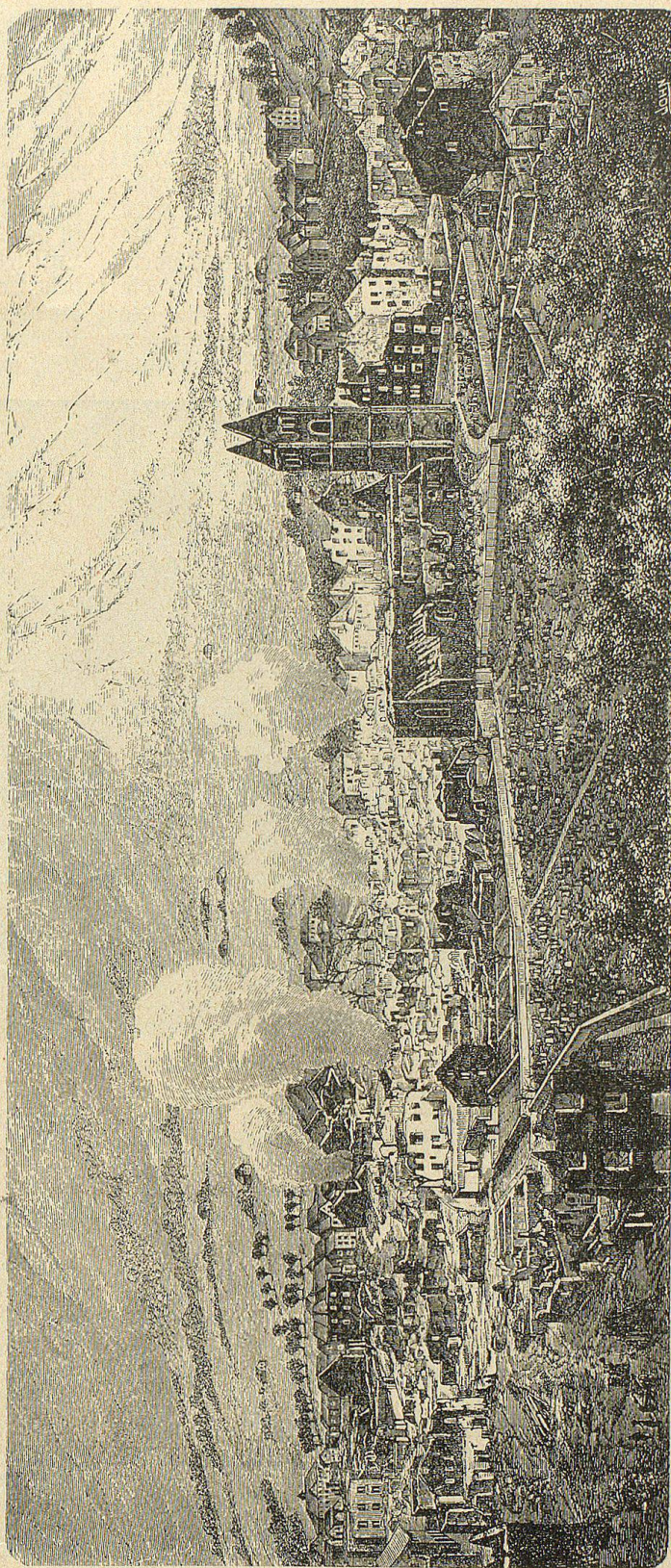
brand von Stambul, der eigentlichen Türkenstadt von Konstantinopel, im Juli, die sich in feuriger Schrift in die Kalenderchronik einbrennen. Die Waldbrände! Denke dir, lieber Leser, ein Waldgebiet viel größer als die appenzellische Hochebene von Appenzell bis Herisau und von Schönengrund bis Trogen. Dazwischen hinein gerodete Gebiete mit Farmen, Bauerndörfern und wenigen kleinen Landstädtlein. Und nun gerät dieses ganze Waldterritorium in Brand, gleichzeitig auch die Dörfer und Städtchen. Alles ein Meer von Feuer, dem Menschen und Tiere angstvoll zu entrinnen suchen, ohne es in vielen Fällen zu können. Viele haben dort ein Flammengrab gefunden. Schrecklich war auch der Brand von Stambul.



Bundesrat Dr. Arthur Hoffmann.

Dort wohnen an 500,000 Türken. Die meisten in engen Gassen und Gäßlein, in fast unglaublich leicht gebauten Holzhauslein, gegen welche ein halbwegs rechtschaffenes Bauernhauslein im Appenzellerland als ein halber Palast erscheint. Nun bricht an zwölf und mehr Orten zugleich auf einmal Feuer aus, das von Brandstiftern gelegt ist. Da hat das Feuer nach allen Seiten alle Arme voll Beute. Ein paar Stunden — und die halbe Stadt steht in Flammen. Ein einziges Feuer von einer Stunde Ausdehnung in der Länge und mehr als einer halben Stunde in der Breite, viermal und fünfmal größer in der Ausdehnung als die ganze Stadt St. Gallen. Zehntausende und aber Zehntausende von Türkenfamilien hocken resigniert an den Trümmern ihres einstigen Heims und sagen, das Unglück sei die Strafe von Allah, weil man immer mehr und mehr Neuerungen von den Giaurs, den Christen hunden, annehme.

1911 ein Sonnenjahr — aber auch ein „Lustjahr“. Was der Kalendermann schon vor fünf und sechs Jahren ankündete, daß nämlich die Zeit nahe sei, in der die Menschen in der Luft herumgondeln und reisen fast wie bisher zu Wasser und Land, ist nun buchstäblich eingetroffen. Die Zeitungen aller Länder sind voll von Berichten über Reisen mit lenkbaren Luftballons, welche in ihrem angehängten hocheleganten Passagierwagen 16 und 20 Reisende mitführen, die dort hoch in der Luft tafeln wie im vornehmen Hotel, Austern, Forellen, Geflügel und süße Torten, Bordeaux, Rheinwein und Champagner, zum Schluß noch den schwarzen Kaffee mit Kirsch, und das alles viele hundert Meter hoch in der Luft. Für den Kalendermann und Euch, mein guter Hübelbauer, existiert dieser Genuß zwar noch lange nicht. Dazu ist unser Geldbeutel zu mager. Aber es schadet auch nichts. Wenn wir nur auf jene Luftreise einmal gut gerüstet sind, die unsere Seelen im Augenblicke des Todes in's Jenseits anzutreten haben. Und neben den Luftfahrten der Lenkballons die Luftflüge mit allerlei Flugmaschinen — es gibt jetzt schon mehr als zwei Duzend Sorten solcher. Da gab es Rundflüge und Distanzflüge, Dauerflüge, Schnellflüge und Hochflüge, Passagierflüge und Einzelflüge, Militärflüge und Zivilistenflüge, Fliegerschulen in allen Ländern, wo Piloten, so heißen die Fuhrmannen dieser Luftfuhrwerke, ausgebildet werden. Man hat ja gelesen von Rundflügen rund herum um Norddeutschland und Süddeutschland, um England, Frankreich und Belgien, von den Distanzflügen von Paris nach Rom, von München nach Berlin, von Paris nach



Bur, Erinnerung an den großen Brand von Glarus vom 11. Mai 1861. Glarus nach dem Brande. Nach einem alten Holzschnitt.

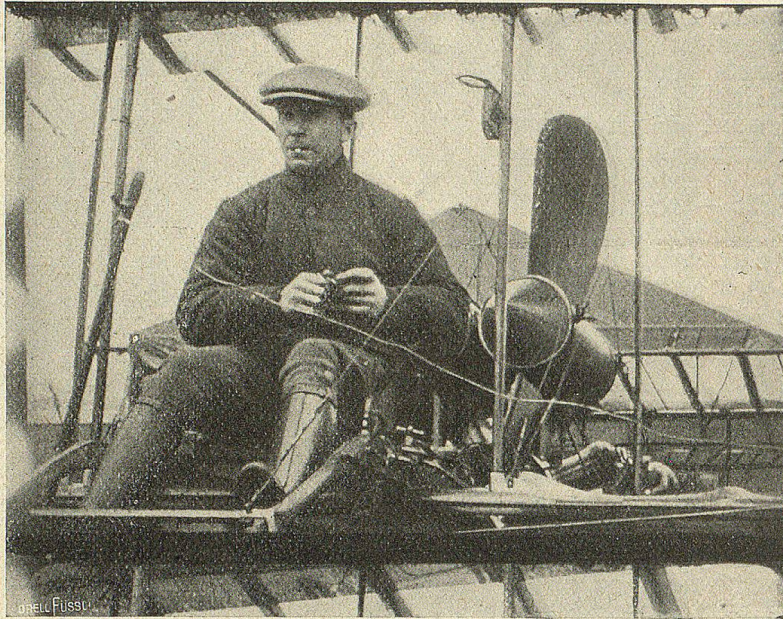
Madrid, von Moskau nach St. Petersburg, von Rom nach Venedig. Die größte Höhe, die ein Flieger ab Boden erreichte, betrug 2100 Meter, die größte Geschwindigkeit 110 Kilometer in der Stunde (unsere Schnellzüge machen durchschnittlich 60 Kilometer) und die längste Dauer 11 Stunden, d. h. so lange fuhrwerke einer mit seiner Maschine in der Luft, ohne zu landen. Wir Schweizer haben jetzt auch unsere Flieger und Fliegerschulen, eine bei Zürich und die andere bei Mürten, in Yverches, wo einst die Römerstadt Aventicum stand. Alle Wetter, würden die Augen machen, wenn sie sehen könnten, wie die Menschen heutzutage hoch in der Luft herumfliegen wie Adler. Das muß man aber unsern Schweizerfliegern lassen, sie haben ächte Schweizerart und sind in der Luft so vorsichtig wie zu Land. Viele Waghälse haben bei ihrer Fliegerei den Tod gefunden oder sind zu Krüppeln geworden. Und doch ist ihre Zahl im Verhältnis zu den vielen hundert und hundert Flugapparaten, die jetzt schon im Gebrauche sind, nicht einmal sonderlich groß. Und im Gebrauch sind sie bald auf der ganzen Erde, sogar im fernen Indien und Siam, in Japan und China und in Australien. Noch

zehn Jahre, und die Sache kommt uns so alltäglich vor wie heute das Automobil. Vielleicht müssen wir uns dann auch nicht mehr so sehr gegen das Automobil ereifern wie jetzt. Von Fliegerunglücken haben hauptsächlich zwei die Teilnahme der zivilisierten Welt erregt. Das eine war der Todessturz des Peruaners Chavez bei Domodossola jenseits des Simplon, im Herbstmonat letzten Jahres. Kühn hatte Chavez den Simplon vom Oberwallis aus bereits überflogen, Gletscher und die Gipfel mit ewigem Schnee, furchtbare Schluchten und Abgründe, noch wenige Meter und er war an Land auf italienischem Boden, um den Siegespreis zu empfangen. Da stürzt die Maschine und zerschmettert samt Führer auf der Erde. Statt das Haupt des Lebenden schmückte der Lorbeer dasjenige eines Toten. Tragisch! Tragisch war auch der Tod des französischen Kriegsministers Bertheaux, dem auf dem Pariser Flugplatz die Radschaukeln einer niedergehenden Flugmaschine den Schädel einschlugen. Bertheaux war ein großer Förderer des Flug-

wesens und ließ sich besonders dessen Pflege in der französischen Armee eifrig angelegen sein. Er gehörte auch zu jenen, denen es Frankreich verdankt, in der Fliegerei vor allen Nationen weit oben zu stehen. Nun mußte ihm gerade das, was er so liebte, einen schrecklichen Tod bringen.

Von der Luft zur Erde zurück, denn der Kalendermann hört den Sticker-Franz brummen: „Besser als in der Luft fliegen wäre bald, man könnte von der Luft leben, denn die jetzige Teuerung ist für gewöhnliche Leute nicht mehr zu ertragen.“ In der Tat ist die ohnehin bestandene Teuerung bei einer Reihe von Lebensmitteln und sonstigen Erzeugnissen im Jahre 1911 noch gewachsen. Das Fleisch viel teurer, kaum

mehr zu erschwingen, die Milch teurer, die Butter teurer, die Schuhe teurer, die Kleider teurer. Ja, ja — es ist für einen Familienvater mit einem „Gschärlein“ hungrieriger Kindermäulchen schon eine schwere Zeit. Um der Fleischnot zu steuern, hat man in vielen Ländern zur Einfuhr von argentinischem Gefrierfleisch gegriffen, d. h. zu Fleisch aus Argentinien, das auf künstlichem Wege gefroren gemacht wurde, damit es den weiten Transport über Land und Meer aushalte.



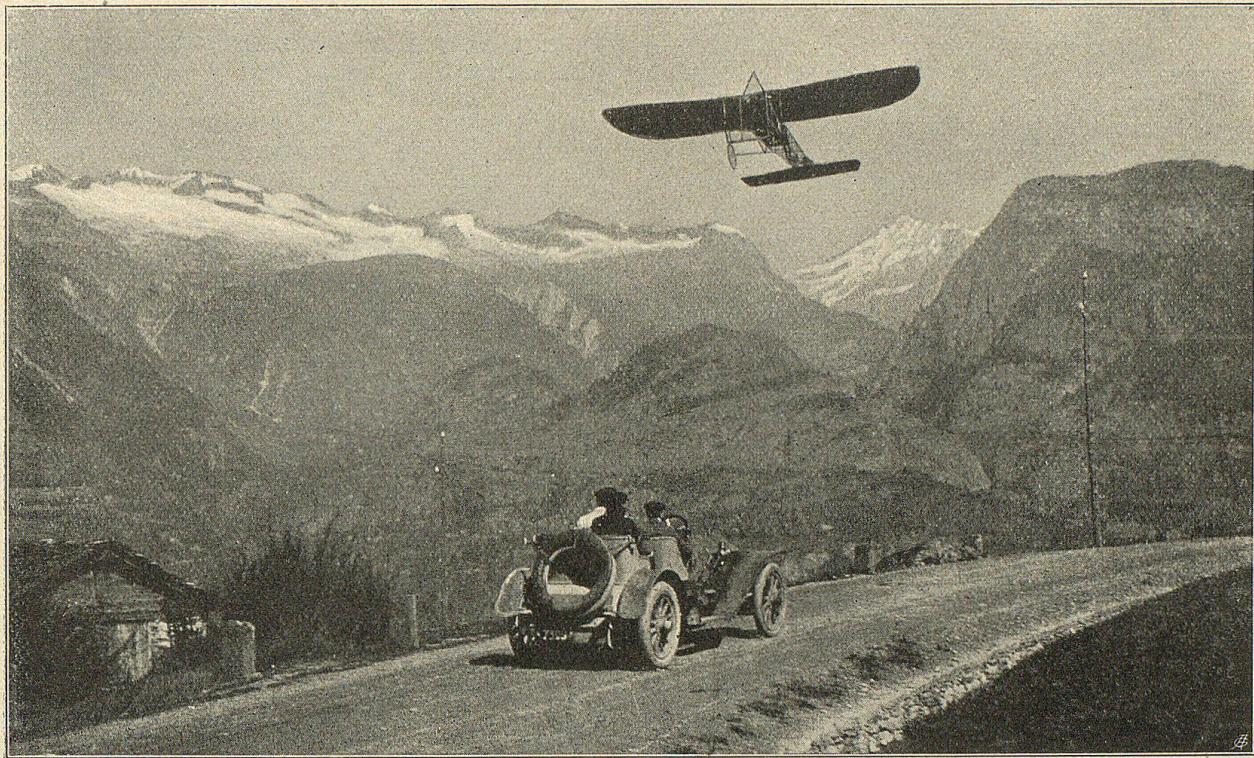
Geo Chavez auf seinem Zweidecker.

Dabei kamen dann vielerorts die städtische und die Arbeiterbevölkerung auf der einen Seite und die bäuerliche Bevölkerung auf der anderen hintereinander, besonders in einzelnen Gegenden der Schweiz und Österreichs. Die ersteren verlangten, daß der Staat die Einfuhr von Gefrierfleisch in Bezug auf Zoll und sonstige Umstände möglichst erleichtere, damit man dieses Fleisch recht billig erhalte. Dagegen aber wehrte sich ein großer Teil der Bauernsamen mit aller Macht, indem sie sagten, auf diese Weise würden die einheimischen Viehpreise derart heruntergedrückt, daß der Bauer nicht mehr existieren könnte. Bei diesem Anlaß zeigte sich zum ersten Male so recht deutlich, wie tief leider auch bei uns die Gegensätze zwischen bäuerlicher Bevölkerung und städtischer sowie industrieller bereits geworden sind. Man sollte hier wieder eine Brücke finden. Gerade bei der Gefrierfleisch-Frage tat sich kund, daß man sich beidseitig etwas zu sehr ereifert hatte. So rechten Geschmack hatte am Gefrierfleisch bald niemand mehr und sein

Verbrauch nahm nach der ersten Begeisterung nach und nach wieder stark ab und ist heute nur noch mäßig.

Die oben berührte Steuerungsfrage führt zu einigen Bemerkungen über die soziale Lage im Kalenderjahr. Schon vor Jahren hat der Kalendermann darauf hingewiesen, daß der wirtschaftliche und der soziale Kampf immer riesenhaftere Dimensionen annehmen werde. Selten ist dies so deutlich und erschreckend zu Tage getreten wie in der letzten Zeit. Das Großunternehmertum und der private Großkapitalismus nehmen einen immer erdrückenderen Umfang an. Das

Macht zu erschüttern hat man nicht vermocht, sodaß der amerikanische Justizminister nun vorschlägt, der Staat solle amtliche Preistaxen für die Produkte der Trusts vorschlagen, gleichviel ob diese Produkte Lebensmittel oder andere unentbehrliche Erzeugnisse betreffen. Dagegen lehnt sich aber auch die trustfeindliche Bürgerschaft auf, indem sie sagt, daß dies der direkte Weg zum Sozialistenstaat wäre. Gleich wie das Arbeitgebertum und die Bank sich zu immer mächtigeren Interessen-Verbänden zusammenschließen, so auch das Arbeitertum. Und je gewaltiger Ausdehnung



W. Schneider, Zürich.

Chavez' Flug über den Simplon.

Großunternehmertum schließt sich mehr und mehr in Trusts zusammen, die zum Teil eine völlig ausbeuterische Politik gegenüber ihren Abnehmern sowohl als ihren Arbeitern betreiben. Man braucht nur zu wissen, daß z. B. der einzige Eisen- und Stahltrust in den Vereinigten Staaten über 150,000 Arbeiter und Angestellte beschäftigt und daß ferner nach einer amtlichen Statistik einige 30 dortige Familien über ein Vermögen von über 60 Milliarden, das sind mehr als 60,000 Millionen Franken verfügen und man hat ein Bild, welche neuen Weltmächte man da vor sich hat, Weltmächte, die den ganzen Erdball gleichsam in goldene Ketten sich zu ihren Füßen legen. Wohl hat der Gesetzgeber in den Vereinigten Staaten von Amerika den Kampf gegen die Ausbeutungspolitik dieser Trusts begonnen und die dortigen Gerichte haben die unverschämtesten derselben zu wahren Riesenbußen von 20, 30 und 40 Millionen verurteilt. Aber ihre

und Macht der beiden Lager sind, desto wilder und brutaler werden die Kämpfe zwischen ihnen. Das hat sich beim französischen Eisenbahnerstreik dieses Frühlings gezeigt, gezeigt bei den nächtlichen Moabit-er Arbeiterkavallen in Berlin, beim wilden Aufstand der Reblente in der französischen Champagne, am mächtigsten aber beim sogenannten internationalen Seeleuteastreik, der im Juli in England, Belgien, Holland und Dänemark ausbrach. Die Seeleute galten bisher als die am nachlässigsten organisierten Arbeitnehmer und man glaubte, sie würden niemals einen rechten Streik zustande bringen. Die Tatsachen lehrten aber ein Anderes. Nicht nur daß das Volk der Matrosen Stand hielt im Streik, rissen sie auch die Hafendarbeiter, die Schiffslader in den Häfen u. s. w. mit. Eine Weile stockte die Schifffahrt in den meisten Häfen dieser Länder. Für Millionen und Millionen gingen Lebensmittel auf den Schiffen zu Grunde, weil

sie niemand auslud. Ungezählte Millionen gingen sonst verloren. In einzelnen Plätzen wie in Glasgow und Cardiff in England kam es zu völligen Revolten der unteren Klassen. Am Ende mußten die mächtigen Schiffahrtsgesellschaften begeben und die an sich gerechten Forderungen der Seeleute erfüllen. Diesen ist der Kamm dadurch mächtig gewachsen. Mit Angst und Schrecken denken schon jetzt Viele daran, daß bei einem nächsten ähnlichen Streik auch die Seeleute von Deutschland, Frankreich, Italien, Rußland und Amerika mitmachen und daß die Seeleute es dann in der Hand hätten, den ganzen Weltverkehr, den ganzen Weltabsatz und teilweise die Welternährung lahm zu legen. Der abgelaufene Seeleutestreik wird zur unmittelbaren Folge haben, daß die Schiffahrtsgesellschaften noch mehr Chinesen in den Seeleutedienst heranzuziehen suchen, was aber zu einem gelegentlichen furchtbar blutigen Krach zwischen Weißen und Gelben unter den Seeleuten führen müßte. Es müssen wieder mehr die sozialen Grundsätze des Christentums zu Ehren gezogen werden oder man geht ernsten Zeiten auf sozialem und wirtschaftlichem Gebiete entgegen. Denn wenn es da nur noch den Ausschwinget zwischen Milliardär und Massenproletariat geben sollte, müßten unerträgliche Zustände eintreten. Ist meint man fast, das alte Wort gelte nicht mehr, wonach der Herrgott schon dafür Sorge, daß die Bäume nicht in den Himmel wachsen. Aber vielleicht zeigt sich gegenteils in ganz ungeahnter Weise, daß es doch noch Kurs hat.

Mit ein paar Worten sei auch die wissenschaftliche und technische Chronik des Jahres gestreift. Das Hauptereignis in der ersteren bildet die Erfindung von einem erfolgreichen Impfmittel zur Heilung der Syphilis, es heißt Serum Ehrlich-Hatta. Ein medizinischer Gelehrter hat einst als die drei Geißeln der heutigen Menschheit bezeichnet die Tuberkulose, den Alkohol und die Syphilis. Wohl ist die Syphilis eine Geißel des Lasters; aber Hunderttausende fallen ihr auch schuldlos zum Opfer. Da ist ein solches Mittel schon ein rechter Segen. Ein eben so großer wäre für den Bauernstand, wenn sich ein neues Impfmittel gegen die Maul- und Klauenseuche bewährte, das in Holland erfunden und dort sowie in Norddeutschland bereits mit Erfolg angewendet wurde. Vielleicht kann im nächstjährigen Appenzeller Kalender näheres darüber berichtet werden. Dagegen hat sich die Wissenschaft bis jetzt erfolglos abgemüht, ein heilsames Impfmittel gegen die Pest und die Cholera zu entdecken, welche erstere im letzten Winter in der chinesischen Mandschurei duzend Dörfer und Städte zur Hälfte entvölkerte. Manche Leser mag auch interessieren, daß im Laufe des Jahres im Orient verschiedene Jahrtausende alte Steininschriften gefunden wurden, die eine Bestätigung einzelner alttestamentlicher Erzählungen der Bibel bedeuten, stumme und doch beredete Zeugen aus der Zeit, in denen die betreffenden Ereignisse sich abspielten. Auf technischem Gebiete ist der Triumph der drahtlosen Telegraphie zu erwähnen, die es gestattet, Nachrichten von Schiffen

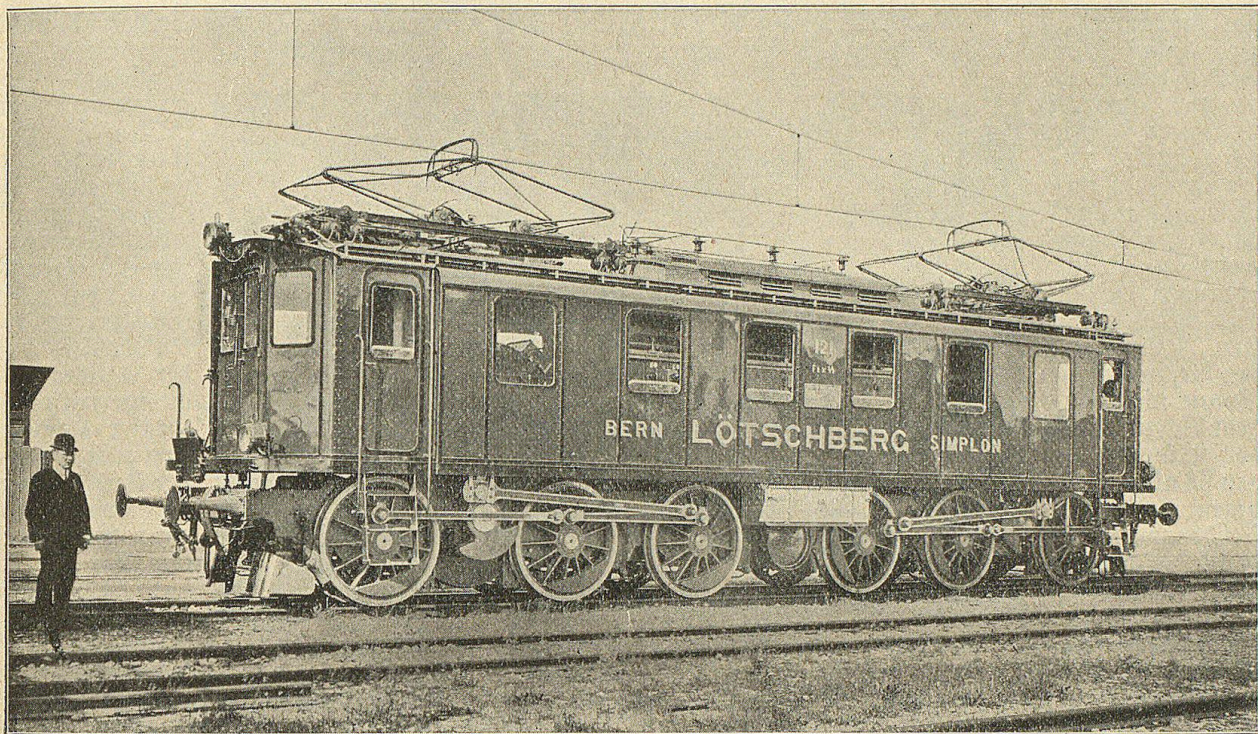
an's Land zu übermitteln, die weit und einsam den unendlichen Ozean durchfurchen, natürlich auch umgekehrt. Bereits sind auch mit Erfolg Nachrichten vom Pariser Eiffelturm nach New-York und von hier nach Paris vermittelt der drahtlosen Telegraphie übermittelt worden. So schreitet die Menschheit unaufhörlich vorwärts und erklimmt nie geträumte Höhen, wobei aber der einzelne Mensch nach wie vor das gebrechliche Wesen von jeher bleibt.

Doch jetzt die Politik. Die früheren Kalenderumschauen enthielten fast nichts als Politik. Immer mehr nehmen aber andere Gebiete den Hauptraum ein. Dies ist auch ein Beweis, daß wir vom früheren politischen Zeitalter immer mehr und mehr in ein sozial-kulturelles abrücken, was an sich kein Schaden, sondern ein wahrer Fortschritt ist. Der Kalendermann hat das Jahr 1911 ein Sonnenjahr und ein Luftjahr genannt. Er hätte es auch das Jahr des „Weltfriedens“ und das „Frauenjahr“ nennen können. In diesem Jahre ist ein ungeheuer wichtiger, ein wahrhaft weltgeschichtlicher Vertrag zwischen England und den Vereinigten Staaten zustande gekommen, dem sich auch Japan anschließen wird. Es handelt sich um einen Schiedsvertrag, wonach nicht bloß alle materiellen Differenzen zwischen diesen Staaten eine schiedsgerichtliche Erledigung finden müssen, sondern auch alle idealen, d. h. auch die sogenannten Ehren- und Prestige-Konflikte. Dadurch ist ein Krieg zwischen diesen drei Staaten ausgeschlossen und eine Garantie für den Weltfrieden geschaffen, wie die Geschichte keine ihresgleichen kennt. Es ist fast mit Sicherheit anzunehmen, daß auch die anderen Weltmächte sich diesen Verträgen anschließen werden. Damit wäre dann der Großkrieg tatsächlich aus der Welt geschafft. Ein unsägliches Glück, aber erst dann, wenn diese Staaten dann auch nach und nach im Militär und in der Flotte stark abrüsten und damit das eiserne Joch des heutigen Militarismus vom Nacken der Völker genommen würde. — Jetzt das Frauenjahr. Das Ringen der Frauenwelt verschiedener Staaten um politische und soziale Gleichberechtigung mit dem Manne ist im Jahre 1911 besonders stark hervorgetreten. Es ist mir noch eine Frage ganz kurzer Zeit, daß z. B. England das Stimm- und Wahlrecht der Frau einführt und andere Staaten werden folgen. Bei uns verstärkt das im nächsten Jahre in Kraft tretende eidg. Zivilrecht die rechtliche und damit die soziale Stellung der Frauenwelt ganz bedeutend. Einzelne Kantone, wie Zürich und Waadt, haben auch bereits dem Frauenstimmrecht in Schul-, in kirchlichen und in Armen-Angelegenheiten die Tore geöffnet. Der Eugst-Bisch soll aber ruhig sein, es wird noch eine geraume Zeit gehen, bis seine Unmännerei ein Seitengewehr umschnallt und mit zur Landsgemeinde zieht. Übrigens hat des Moos-Töni Frau kürzlich zu ihrem Manne gesagt, als er ihr aus der Zeitung vom Frauen-Stimmrecht und -Wahlrecht vorlas: „Du Töni, auf das Wahlrecht verzichte ich. Ich habe vom einen Mal genug, da ich dich zu meinem Manne wählte. Und das Stimmrecht habe ich schon bis jetzt

gehabt. In unserem Hause da stimme — ich.“ Der Toni aber hat nur genickt dazu und — geseufzt.

An sonstigen politischen Dingen hat sich im Jahre 1911 zwar wieder sehr viel ereignet, aber besonders Großes wenig. Das wichtigste Ereignis in Deutschland war wohl die Erhebung von Elsaß-Lothringen zu einem deutschen Bundesstaat. Zwar wurde ihm noch nicht die volle Gleichberechtigung mit den anderen deutschen Bundesstaaten zuerkannt, aber es ist doch nicht mehr bloßes Reichsland, d. h. bloßes Untertanenland, wie z. B. früher der Thurgau bei uns. Sittig wird es demnächst im deutschen Reich bei den

falle werde er bei der Armee befehlen und nicht der Generalissimus. Dann kam auf einige Wochen ein Ministerium Monis, das sehr bald das jetzige Ministerium Caillaux ablöste. Im übrigen laboriert Frankreich noch immer an der Einführung des Proporz für die Kammerwahlen, der dort nun kommen wird. Eine Ruhmestat hat Frankreich mit der Einführung der Arbeiterpensionen begangen, die jetzt in Kraft getreten sind. Es ist eine hochherzige Alters- und Invalidenversicherung, die in der Schweiz erst noch kommen muß, wenn wir im Laufe des Winters zuerst unsere Kranken- und Unfallversicherung unter Dach gebracht



Eine neue elektrische Lokomotive, die stärkste der Welt, 2000 Pferdekräfte, von der Maschinenfabrik Derlison für die Lötschbergbahn geliefert. Sie leistet die Arbeit von zwei der größten Gotthardlokomotiven, ohne deren Gewicht zu erreichen.

Neuwahlen in den Reichstag zugehen. Der Hauptsturm geht gegen die Sozialisten und die konservativen Katholiken, die ersteren rechnen trotzdem auf einen erkledlichen Zuwachs an Sitzen und erwarten bestimmt als stärkste Partei im neuen Reichstag einzuziehen. Drüben in Oesterreich haben sie mit unendlichem Jubel den 80. Geburtstag des greisen Kaisers Franz Josef gefeiert. Dann sind die Neuwahlen in den Reichsrat gekommen und an Stelle des allgemeinen Jubels trat eine allgemeine Haß und Heß der Parteien. Das Ende war eine Niederlage der Christlichsozialen in Wien, welcher der Sturz des konservativen Ministeriums Bienerth und seine Ersetzung durch eine Beamten-Regierung mit Freiherrn Gautsch an der Spitze folgte. In Frankreich ist das Ministerium Briand gefallen, weil sein Kriegsminister im Parlamente andeutete, in einem Kriegs-

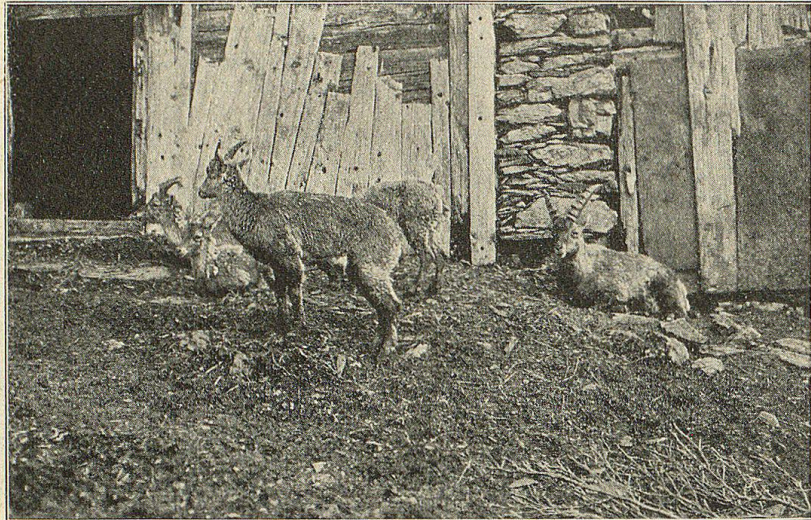
haben. Zur Zeit zirkulieren die Referendumsbogen gegen dieselbe. Der Kalendermann hofft aber bestimmt auf Annahme beim Volke. Ihm gefällt zwar auch noch lange nicht alles am Gesetz, aber einmal müssen wir ab Fleck in dieser Sache und ein vollkommenes Gesetz bekommen wir nie. Die Italiener haben mit viel Pomp das 50-jährige Jubiläum des geeinten Italiens begangen, zu dessen Ehren zwei große internationale Ausstellungen in Rom und Turin stattfanden. Ihr redlich Stück Nerger haben die Italiener dabei doch gehabt, erstens weil die erwarteten Besuche von Kaisern und Königen zur Erhöhung des Glanzes ausblieben, zweitens weil die Ausstellungen große Defizite machten und drittens weil während den Ausstellungen die Cholera in Süditalien ausbrach und in Norditalien mottete. Politisch ging auch allerlei. Die Kammer stürzte das Mini-

sterium Sonino. Dann kam das Ministerium Luzzati, das wieder einem Ministerium unter dem alten Giolitti weichen mußte. Dieses wird sich wahrscheinlich bald an einer Vorlage über gänzliche Verstaatlichung der Kranken-, Unfall- und Lebensversicherung die Zähne ausbeißen. Der Schweiz gegenüber studiert man in Italien noch immer daran, wie man die erstere beim unglücklichen Gotthardvertrag noch mehr über's Ohr hauen könnte, als der Vertrag es schon tut, und wie man uns eine Splügenbahn auffalzen kann. Damit wäre die Runde bei unsern lieben vier Nachbarn gemacht, von denen besonders Frankreich in letzter Zeit wieder gut Kind bei uns sein will. Darum hat uns auch sein Staatsoberhaupt, der Herr Präsident Fallières, im Herbst 1910 besuchen müssen.

Noch ein Weniges von anderen Ländern: Die Engländer hatten im Juni ihre Königskrönung mit einer märchenhaften Pracht begangen, die das britische Weltreich zum Ausdruck brachte, in dem die Sonne nie untergeht. Vor und nach der Krönung lagen sie aber in hitzigen politischen Fehden, weil die liberale Regierung die bisherigen Vorrechte des Oberhauses abschaffen will, d. h. die Vorrechte des Herren-Parlaments. Es kam infolge dessen zu Neuwahlen in das Unterhaus, bei denen aber die Oberhäusler trotz riesiger Anstrengungen unterlagen. Das Volk hatte sich gegen das Oberhaus und für die liberale Regierung ausgesprochen. Nach der Königskrönung ist der Kampf neuerdings heftiger als je entbrannt. Die Vernünftigeren unter den Oberhäuslern möchten jetzt eine Verständigung mit der Regierung, um nicht Alles zu riskieren; die Unversöhnlichen derselben aber sagen „Alles oder nichts.“ Vielleicht erreichen sie das letztere. Die Portugiesen haben im Oktober ihr Königshaus verjagt und die Republik proklamiert, die bis jetzt aber zum Teil recht kuriose Sprünge machte. In Spanien hatte es eine Weile den Anschein, als wolle die liberale Regierung einen Kulturkampf. Dann aber zog sie vor, ihre Aufmerksamkeit Marokko zuzuwenden und von einem weiteren Fehden dieses Landes Besitz zu ergreifen. In Belgien scheinen die Tage des katholisch-konservativen Regiments zur Neige zu gehen und die verbündeten Li-

beralen und Sozialisten schicken sich an, von der Regierung Besitz zu ergreifen. Bei den Wahlen in den Vereinigten Staaten haben zum ersten Male seit vielen Jahren wieder die Demokraten über die Liberalen gesiegt, und die Mexikaner haben nach einer blutigen Revolution ihren alten Präsidenten Diaz zum Kukuk gejagt. Er hatte viel für sein Land getan, war aber ein Tyrann. Noch blieben die marokkanischen Wirren zu erwähnen und die englisch-französisch-deutschen Verwicklungen infolge derselben, ferner der Albanesaufstand und der türkisch-montenegrinische Konflikt. Aber diese Dinge sind erst so recht im „Fäsen“ und auf's Raten verlegt der Kalendermann in solchen Sachen sich nicht.

Noch seien Rosen der Pietät auf die Gräber einiger verdienter Eidgenossen gestreut, die seit der letzten Umschau von hinten schießen. Da ist der Patriarch Henri Dunant von Genf, gestorben in Heiden, der Schöpfer des roten Kreuzes und der Agitator für die internationale Genfer-Konvention zum Schutze der Verwundeten im Kriege, sodann Bundesrat Dr. Brenner von Basel, der vielverdiente Leiter des eidg. Justizwesens, dem ein wesentlichstes Verdienst am neuen eidg. Zivilrecht und revidierten Obligationenrecht zukommt, weiter Prof. Dr. Krönlein in Zürich, einer unserer berühmtesten Chirurgen, gleich groß als medizinischer Gelehrter wie als Lehrer und humaner Krankenfreund, ferner Oberst und Nationalrat Geilinger von Winterthur, verdient als Militär und noch verdienter als Stadtpräsident von Winterthur, und endlich Oberst Schaed, der Schöpfer und Leiter der schweiz. Militär-Luftschiffahrt. Ihnen allen dürfen die Leser ein gefegnetes Andenken bewahren, gleichzeitig aber einem Mitlebenden einen herzlichen Gruß in den Bundespalast nach Bern entbieten. Er gilt dem neugewählten Herrn Bundesrat Dr. A. Hoffmann von St. Gallen. Vom ganzen Schweizervolk ist die Wahl dieses ausgezeichneten Mannes in die oberste Behörde des Landes begrüßt worden. Er wird diese prächtige Vertrauenskundgebung zu rechtfertigen wissen. Und nun behüt Euch Gott, Ihr lieben Leser des Appenzeller Kalender. Auf Wiedersehen im nächsten Jahr. „Adiä und chönd zuenis.“



Die ausgefetzte Steinbockkolonie im Rappenloch (Graue Hörner).